Erste Beilage zum Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

№ 333. Mittwoch den 28. November 1888. 82. Jahrgang.

Eine Erinnerung an Kaiser Friedrich.

Von M. Kossak.

Nachdruck verboten.

„Aus der Jugendzeit,
Aus der Jugendzeit,
Klingt ein Lied mir immerdar.
O, wie liegt so weit,
O, wie liegt so weit — — — — — —"

Ein Lied ist's nun freilich nicht, das aus längst verflossenen Tagen zu mir herübertönt, sondern eine unbedeutende Episode — unbedeutend und uninteressant an sich und des Erzählens werth nur um des Herrlichen willen, der damit verknüpft ist. Werden doch selbst die Holzspänne, welche eines großen Mannes Fuß berührt, zu Reliquien für die Nachwelt, die ihn bewundert und verehrt!

Warum gerade jetzt mir jene kleine Geschichte in den Sinn kommt? Das ist einfach erklärt. Aus dem offenstehenden Fenster des Nachbarhauses hörte ich die Stimme eines kleinen Mädchens sagen: „Du, Fritz, — wenn unser junger Herr Kaiser so viel in der Welt herumreist, kommt er vielleicht auch zu uns. — Gelt — das wär' schön — nicht?"

D'rauf die Stimme des Knaben: „Schön wär's schon, Liesel, — das heißt, wenn wir ihn zu sehen kriegten — aber darauf, fürcht' ich, würd' doch nichts. Denn Tags über sitzen wir in der Schule und Nachts wird er doch nicht angereist kommen. Wir hätten also nichts davon".

Die kleine Liese ließ sich durch den pessimistischen Bruder nicht einschüchtern. „Und wir hätten doch was davon", sagte sie energisch, — „denn ich möchte den Lehrer bitten, daß er uns für den Tag frei giebt, und wenn er's nicht thäte, dann schriebe ich an den Herrn Kaiser selbst und der möchte mir's gewiß nicht abschlagen. Du kannst mir schon glauben, daß wir ihn sehen würden, mit seinem rothen Sammetmantel mit Hermelin, mit der goldenen Krone auf dem Kopf und dem Scepter in der Hand". —

Soweit das Gespräch der Kleinen. Mir aber waren bei demselben die Thränen in die Augen getreten, denn gar zu deutlich erinnerte es mich an ein anderes, das — es mögen wohl fünf- oder sechsundzwanzig Jahre her sein, auch zwischen zwei Kindern geführt worden.

Zu Königsberg in Ostpreußen war's, wo ein zehn Jahre alter Knabe und ein etwa vier Jahre jüngeres Mädchen in einem kleinen schattigen Garten beisammen saßen und mit wichtiger Miene sich erzählten, daß am morgenden Tage Kronprinz Friedrich Wilhelm, des Königs Wilhelm Sohn, in Königsberg eintreffen werde, um der Einweihung des neuen Universitätsgebäudes beizuwohnen.

„Herrlich wird's sein", sagte die Kleine — nennen wir sie Grete — „viele Tuzende von jungen Damen in weißen Kleidern sollen den Prinzen empfangen, und die eine von ihnen — die Helene Wilken, Du kennst sie ja — wird ihm ein Gedicht aufsagen und einen prachtvollen Strauß überreichen. Gestern war sie bei der Großmama und da hörte ich, wie sie's erzählte. Sie sagte, das Gedicht sei sehr lang und ganz furchtbar schwer, und sie hätte die schreckliche Angst, mitten drin stecken zu bleiben. — So was Dummes; ich würde nicht stecken bleiben — ich nicht — das weiß ich sicher!"

„Das weißt Du gar nicht", remonstrirte der Knabe. „Wenn Du erst in die Schule gingest, wie ich, dann wüßtest Du, wie leicht Einem so was passiren kann. Und nun gar, wenn man vor einem wirklichen und leibhaftigen Prinzen steht — dann kommt noch die Angst dazu und — herr — aus ist's!"

Gret zuckte verächtlich die Schultern. „Angst? Aber Louis, wovor denn? Der Prinz soll ja so gut sein — jeder Einzige sagt's — warum sich also vor ihm fürchten?"

„Ja, Du hast freilich Courage", meinte Louis, „aber —"

„Nun, ich will Dir's beweisen, daß ich noch mehr Courage habe, als Du glaubst. Hör' mal, was ich mir ausgedacht — aber Du mußt's auch Niemand verrathen — wirst Du's nicht?"

„Niemand", betheuerte Louis feierlich — „ich schweige wie das Grab."

Und nun steckten die Kinder die Köpfe zusammen, und Grete vertraute dem Gefährten ihren großartigen Plan an. Mit offenem Munde und von leisem Schauer überrieselt, hörte dieser zu, von Zeit zu Zeit seinen Gefühlen durch Geberden des Schreckens und der Verwunderung Luft machend. Augenblicklich dünkte ihm der Kleinen Vornehmen zu waghalsig und abenteuerlich, um es in Ausführung zu bringen, zum Schluß jedoch siegte wie immer der um vier Jahre jüngeren Gefährtin Ueberredungskunst über seinen Kleinmuth.

Den übrigen Theil des Tages sah man die Kinder in irgend einer Ecke der großmütterlichen Wohnung zusammenhocken und etwas niederschreiben — das heißt, Louis schrieb und Grete dictirte, denn sie selbst war ja noch zu jung, um mit der edlen Kunst des Schreibens vertraut zu sein. Auf Großmamas und der Tanten Fragen, was man denn da so eifrig triebe, lautete die Antwort, daß man einen Storch male — ein dazumal beliebtes Kinderspiel, welches darin bestand, daß der Eine aus einer gewissen Anzahl von Strichen, deren Reihenfolge der andere bestimmte, eine Figur zusammenstellte, die mit Zuhülfenahme von Phantasie für einen langbeinigen Vogel gehalten werden konnte. Großmama und Tanten begnügten sich mit dieser heuchlerischen Versicherung, aber wir, die wir's besser wissen, wollen dem geneigten Leser im Vertrauen erzählen, daß es sich um ganz etwas Anderes als um die Herstellung eines Storches handelte, nämlich um einen Entwurf zu einem Briefe an den Kronprinzen, in welchem letzterer ergebenst angefleht wurde, den grausamen Lehrern der Stadt anzubefehlen, ihren Schülern während der Anwesenheit des Fürsten Ferien zu geben. Dies Schriftstück, welches von Louis sauber auf einen reich mit Gold und Rosen verzierten Papierbogen abgeschrieben wurde, lautete ungefähr folgendermaßen:

„Hochverehrtester, gnädigster Herr Kronprinz,

Da alle Menschen sagen, daß Sie so sehr gut sind, möchten wir, meine Freundin Grete und ich, Sie gern um etwas bitten. Wir Gymnasiasten möchten nämlich gern für die Tage, die Sie, huldvollster Herr Kronprinz, uns die Ehre geben, in unserer Stadt zu verweilen, Ferien haben, damit wir Sie uns doch recht genau ansehen können. Der Herr Director aber will uns nur für morgen Vormittag, wenn Sie in die Stadt einziehen, Ferien geben. Wenn Sie nun aber bei dem Herrn Director ein gutes Wort für uns einlegten, so würde er es gewiß thun, denn ein Wort von Ihnen ist doch ein Befehl für jeden preußischen Unterthan, und einem Befehl von Ihnen muß doch jeder preußische Unterthan gehorchen. Nicht wahr, gnädigster Herr Kronprinz, Sie werden uns doch unsere Bitte nicht abschlagen? Wir hoffen so sehr darauf und möchten sehr traurig sein, wenn nun doch nichts daraus würde. Verzeihen Sie doch nur diesen Brief, wir bitten Sie recht sehr darum. Wenn ich erst groß und Soldat bin, werde ich auch sehr tapfer für Sie, gnädigster Herr Kronprinz, kämpfen und Ihnen zeigen, daß ich Ihnen sehr dankbar bin und kein preußischer Unterthan und Soldat Sie mehr liebt als ich.

Ich zeichne mich, als Ihr, gnädigster Herr Kronprinz, getreuester Unterthan und Sextaner

Louis . . . . . ."

Der letzte Passus, in welchem der jugendliche Schreiber seinem zukünftigen Herrscher versprach, dereinst Blut und Leben für ihn zu wagen, imponirte den Kindern namentlich. Ueberhaupt waren sie ausnehmend zufrieden mit ihrem Brief, und nur die eine Besorgniß quälte sie, daß derselbe möglicher Weise nicht frei von orthographischen Fehlern sein möchte. Doch, da ließ sich nun einmal nichts machen, denn das Meisterwerk Großmama oder den Tanten zum Corrigiren zu geben, ging nicht an — kannte man doch genügend deren vorurtheilsvollen Starrsinn, welcher es niemals zugelassen haben würde, daß das Schreiben in die Hände des Fürsten gelangte.

Um die Mittagszeit des folgenden Tages standen Louis und Grete hochklopfenden Herzens in den ersten Reihen der dicht gedrängten Bevölkerung, welche die Ankunft des Prinzen erwartete.

Und endlich war der große Augenblick gekommen!

Unter den dröhnenden Jubelrufen des Publicums kam der prinzliche Wagen, von stattlichen Vor- und Nachreitern begleitet, langsam dahergefahren. Zwei Herren saßen im Fond — rechts ein schöner ritterlicher Mann in vollster Jugendkraft, dessen edles, von blondem Vollbart umrahmtes Antlitz, freundlich grüßend, sich nach beiden Seiten wandte, und links ein ältlicher Herr in purpurrothem, talarähnlichem Rock, mit einem schwarzen Sammetbarett auf dem ergrauten Haar.

„Ist's der?" flüsterte Louis, der Aufregung am ganzen Leibe zitternd, seiner kleinen Freundin, auf den Purpurgekleideten weisend.

„Wie dumm Du fragst!" erwiderte diese, nicht minder erregt. „Das ist ja der Professor Rosenkranz. Der schöne Herr in der Uniform ist doch unser Kronprinz. O, wie freundlich er blickt, wie gut! Nun mach' aber schnell, bevor er vorbei ist." Und in ihrem Eifer den Arm des Knaben in die Höhe reißend, veranlaßte sie diesen, der noch immer zögerte, ob er die große That thun sollte oder nicht, den Brief in den Wagen des Kronprinzen zu schleudern.

Gespannten Blickes sahen die kleinen Bittsteller noch, wie der fürstliche Herr das Schreiben aufhob, erbrach und mit lächelnder Miene las — dann war der Wagen ihren Blicken entschwunden und der feierliche, mit so viel Angst und Hoffnung erwartete Moment war vorüber.

„Hast Du gesehen, wie er lächelte, als er den Brief las?" fragte Grete, nachdem sie sich ein wenig von ihrer Aufregung erholt. „O gewiß, er war nicht böse über unsere Bitte und wird sie sicher erfüllen."

Und ihre Zuversicht täuschte sie nicht. Als Louis sich am nächsten Tage zur gewohnten Zeit nach dem Gymnasium begab, wurde ihm, sowie den andern Schülern der Anstalt vom Director eröffnet, daß auf den Befehl Seiner königlichen Hoheit des Kronprinzen sämmtliche Schulen Königsbergs während der Dauer des hohen Besuchs geschlossen bleiben sollten.

„Einer meiner Zöglinge soll ein Bittgesuch, welches dieses Resultat zur Folge gehabt, in den Wagen Seiner königlichen Hoheit geworfen haben", schloß der Director seine Ansprache an die Schüler, unterß sein Blick lächelnd zu Louis hinüberflog, der ganz roth vor Freude und Seligkeit im Hintergrunde der Aula stand. „Welcher von ihnen mag es wohl gewesen sein?"

Als die Knaben sich dann aber, nachdem sie noch ein begeistertes „Hoch" auf den gütigen Königssohn ausgebracht, entfernen wollten, hielt der Director Louis bei der Hand zurück. „Hast Du aber wenigstens gut und orthographisch geschrieben, Junge?" fragte er.

„Ach, schön habe ich schon geschrieben und schön war der Brief überhaupt", versicherte der Kleine, „aber orthographisch — ja, wie's damit ausgesehen hat, das — das weiß ich selbst nicht", schloß er ehrlich.

Ja, mit der Orthographie jenes Meisterwerkes war es in der That böse bestellt gewesen — auch wir können nicht umhin, es zu gestehen — aber dessenungeachtet hatte der Brief seinen Zweck erfüllt und viele Tausende von Kinderherzen, die in dem Wunsche, den geliebten Fürsten wieder und wieder sehen zu dürfen, bang gepocht hatten, überglücklich gemacht.

Am glücklichsten aber doch Grete und Grete!

„Ich bin zuerst auf die Idee gekommen und ich habe mir auch ausgedacht, was Du geschrieben", triumphirte die Kleine, und Louis ließ ihr bereitwillig diesen Ruhm, sich selbst mit dem Bewußtsein tröstend, daß er es gewesen, der den Brief zu Papier gebracht und ihn dem Prinzen zugeworfen.

Zur parlamentarischen Lage.

** Berlin, 26. November. Die heutige Audienz des Reichstagspräsidiums beim Kaiser währte, wie wir bereits telegraphisch gemeldet, beinahe eine Viertelstunde und trug einen besonders herzlichen Charakter. Von der hohen Werthschätzung, welche Kaiser Wilhelm II. dem deutschen Reichstage zollt, zeugt es, daß er das Präsidium in der großen Generalsuniform des Garde du Corps-Regiments empfing. Se. Majestät hatte dazu den Stern des Schwarzen Adlerordens angelegt und bei dem Empfange den Helm in der Hand. Der Kaiser unterhielt sich auf das Leutseligste mit Jedem der drei Herren und zeigte sich über deren Privatverhältnisse wohl unterrichtet. Bei der Begrüßung wie bei der Verabschiedung reichte der Kaiser jedem der drei Präsidenten huldvoll die Hand. Der Kaiser kam auch auf politische Dinge zu sprechen, doch sind die Angaben, welche ein extrem conservatives Blatt, der „Reichsbote", hierüber verbreitet, ganz unbegründet. Gerade wegen der Erfahrungen, welche man wiederholt mit einer leichtfertigen Presse gemacht hat, daß entstellte oder ganz unwahre und erfundene Berichte über Aeußerungen Allerhöchste Personen verbreitet wurden, und zwar meist mit absichtlicher Tendenz in dieser unwahren Weise verbreitet wurden, sind die Präsidenten des Reichstags diesmal übereingekommen, die bisher üblich gewesenen vertraulichen Mittheilungen an die Presse zu unterlassen. Wenn, wie man sieht, gleichwohl von dem Organe des Herrn Stöcker wieder ein entstellter Bericht veröffentlicht wird, so ist er wenigstens von vornherein als ein solcher gekennzeichnet.

Nicht wie sonst wurde das Präsidium des Reichstags auch heute im Anschluß an die Audienz bei dem Kaiser auch von der Kaiserin empfangen. Ihre Majestät war am Empfange behindert und wird die Herren an einem der nächsten Tage zu besonderer Audienz befehlen.

Die Etatsberathung dürfte dieses Mal schneller von Statten gehen als in früheren Jahren. Mit der ersten Lesung hofft man in parlamentarischen Kreisen in zwei Tagen fertig zu werden, so daß man noch diese Woche an die zweite Berathung herantritt. Es werden dieselben Capitel wie in früheren Jahren der Budgetcommission überwiesen werden, nämlich die Etats der Militair- und Postverwaltung im gesammten Extraordinarium, sowie die Zölle, Steuern, Auswärtiges Amt ꝛc. Daß Herr v. Bennigsen den Vorsitz der Budget-Commission wieder übernimmt, ist von allen Parteien freudig begrüßt worden. Hierdurch ist die beste Bürgschaft für sachgemäße und schnelle Förderung der Geschäfte dieser wichtigsten Commission und des Hauses gegeben. Aber Herr v. Bennigsen, welcher übrigens bereits Sonnabend Abend in Berlin eingetroffen ist, wird sich mit derselben Hingebung wie werden den parlamentarischen Geschäften überhaupt und den Interessen der nationalliberalen Partei widmen. Er bleibt deren anerkannter erster Führer und hat bereits zwei Sitzungen der Fraction präsidirt. Die Befürchtungen unserer politischen Freunde, wie die Hoffnungen und Spekulationen unserer Gegner, daß diese werthvollste Kraft dem parlamentarischen Leben infolge seiner Ernennung zum Oberpräsidenten entzogen werden könnte, waren also ganz grundlos.

Die parlamentarische Campagne dürfte übrigens an Lebhaftigkeit keineswegs hinter früheren Jahren zurückstehen, wenn auch durch die Zusammensetzung des Reichstags dafür gesorgt ist, daß die oppositionellen Reden nicht „in den Himmel wachsen". Aber wie verlautet, werden vom Centrum und von den Socialdemokraten noch einige „Ueberraschungen" durch Anträge und „Anfragen" vorbereitet, und den Socialdemokraten wird niemals die Unterstützung der „Freisinnigen" fehlen, was nicht Wunder nehmen kann, wenn man sieht, wie sich erst in den letzten Tagen wieder die Demokraten und „Freisinnigen" bei den Stadtverordnetenwahlen in Frankfurt a/M. verbündet haben, und wie Herr Barth sich nicht scheut, offen die Parteinahme für den Welfen gegen einen Nationalliberalen zu predigen. Nun, uns kann es recht sein, wenn der „Freisinn" so fortfährt, sich und seine letzten zerstörenden und reichsfeindlichen Ziele immer mehr bloß zu legen. Künftig wird den Herren auch der Schein eines Vorwands zur Beschwerde fehlen, wenn sie von allen Patrioten nicht nur als verkappte, sondern als wirkliche Republikaner und Reichsfeinde bezeichnet und bis aufs Blut bekämpft werden.

NLC. Berlin, 26. November. Lieber welfisch als nationalliberal! Einen überaus schmachvollen Artikel veröffentlicht der Reichstagsabgeordnete Barth in seiner „Nation" über die Stichwahl in Melle-Diepholz. Das ganze Gerede des Herrn hat keinen anderen Zweck und Sinn, als die dortigen Deutschfreisinnigen zur thatkräftigen Unterstützung des welfischen Candidaten als des „kleineren Uebels" aufzufordern. Mit klaren Worten wird das freilich nicht gesagt, dazu sind solche „ehrene Charaktere" doch zu vorsichtig und fürchten zu sehr, sie möchten bei den besseren Elementen ihrer eigenen Partei Widerspruch finden. Aber für Jeden, der zu lesen und mit Worten einen Sinn zu verbinden vermag, ist die Aufforderung, für den Welfen einzutreten, klar. Wir haben lange nichts Widerlicheres gelesen als diesen kalten Spott über die „nationale Sentimentalität", den sich Herr Barth erlaubt. „Mögen unsere Freunde in Melle-Diepholz", schließt er seinen Artikel, „unbekümmert um das nationale Geschrei und unbeeinflußt von irgend einer Annonsität die Wahl treffen! Die Centralleitung beeinflußte sie in keiner Weise." D. h. in Wahrheit, sie that alles Mögliche, zu Gunsten des welfischen Candidaten zu wirken; sie that dies öffentlich in ihrer Presse, und was sie im Geheimen thun wird, kann man sich danach ausmalen. „Wenn die geringste Gefahr vorhanden wäre", meint Herr Barth, „daß durch die Wahl des Welfen die Chancen einer Wiederherstellung des Königreichs Hannover wachsen würden, so könnte keine Rede davon sein, daß der Welfe freisinnigerseits unterstützt würde." Wir glauben freilich auch nicht, daß das Königreich Hannover wieder hergestellt wird, wenn Herr v. Arnswaldt in den Reichstag einzieht. Aber das wissen wir sicher, wenn solche Gesinnungen, wie sie Herr Barth vorträgt, im ganzen deutschen Volke zur Herrschaft gelangten, so wären allerdings alle unsere nationalen Errungenschaften seit 1866 gefährdet und bedroht, alle particularistischen reichzerstörenden Bestrebungen würden mächtig emporschießen und im Hintergrund erschienen wieder der deutsche Bundestag, vielleicht auch mit dem Königreich Hannover. Zum Glück ist die Wehrkraft des deutschen Volkes lange nicht so bei nationalen Empfindens bar, wie diese verkrüppelten Parteimänner; das hat sich in den wiederholten vernichtenden Urtheilen der Wahlen ergeben. Wir möchten auch sehr bezweifeln, ob in der ganzen deutschfreisinnigen Partei solche Anschauungen, wie sie die Herren Barth und Richter vortragen, Zustimmung finden. Deshalb berührt es freilich, daß wir nirgends in der deutschfreisinnigen Presse Widerspruch gegen die Parole gefunden haben: Lieber welfisch als nationalliberal!

Die „Freisinnige Zeitung" weiß bereits Mittheilungen über die Stellung der nationalliberalen Fraction zu der Alters- und Invalidenversicherungsvorlage zu machen. In Wirklichkeit hat in der nationalliberalen Fraction eine Besprechung des fraglichen Gesetzentwurfs noch gar nicht stattgefunden. Alle Aussteuungen über ihre Stellungnahme sind also müßige Erfindungen.

Der Abg. Dr. Baurschmidt, Landrath in Peine, ist zum Oberregierungsrath in Magdeburg ernannt worden. Damit ist das Reichstagsmandat für den 14. Wahlkreis der Provinz Hannover (Gifhorn-Peine) erledigt. Der Wahlkreis ist den Nationalliberalen von den Welfen stets stark bestritten und von letzteren auch zweimal, 1878 und 1884, erobert worden. 1887 hatte Baurschmidt 13 848 Stimmen gegen 9027 des welfischen und 1058 des socialdemokratischen Candidaten.

Nach dem soeben ausgegebenen neuen Mitgliederverzeichniß des Reichstags zählt die deutschconservative Fraction 73 Mitglieder und 2 Hospitanten (dazu kommen aus den in den letzten Tagen stattgehabten Wahlen noch 2 Mitglieder), die Reichspartei 30, das Centrum 96 und 3 Hospitanten, die Polen 18, die Nationalliberalen 92 und 3 Hospitanten, die Deutschfreisinnigen 36, die Socialdemokraten 10 Mitglieder. Zu keiner Fraction gehören 22 Mitglieder. Erledigt sind gegenwärtig 6 Mandate (Hannover 5, Breslau 7, Düsseldorf 9, Oberpfalz 1, Gumbinnen 6, Baden 7).

Literatur.

Suum cuique. Roman von Ernst Wichert. Leipzig, Carl Reißner. — Es ist ein ungemein anregendes Problem, das Wichert als Grundmotiv seines neuesten Werkes erwählte, und für das männliche wie für das weibliche Lesepublicum von gleichem Interesse — ein Vorzug, den man bekanntlich nicht jedem Roman nachrühmen kann. Unser Autor behandelt hier die schon vielfach erörterte Frage, ob ein wissenschaftlich gebildeter Mann von vornehmer Geburt und Sinnesart dauernd an einer Frau Genüge finden kann, die ein rein äußerliches, sinnliches Wohlgefallen bei ihm erregte, eine praktisch verständige Lebensauffassung besitzt, reinen Herzens und lauteren Charakters ist, dagegen mit unter intellectuellen Bildung, ihren socialen Begriffen auf einer tieferen Stufe steht als er, und ferner, ob es ihm je gelingen kann, sie zu sich emporzuziehen. Wichert beantwortet diese Frage im verneinenden Sinne und weiß sein Urtheil in der ihm stets auszeichnenden geistvollen Art der Beweisführung als logisch geschulter Denker und ein Mann von gereifter Lebenserfahrung zu motiviren. Hierdurch gewinnt der Roman einen Werth, der ihn weit erhebt über die meisten Erscheinungen der belletristischen Literatur, welche nur den Unterhaltungstrieb zu befriedigen streben, oder aber in krankhaft pessimistischer Verneinungs-Sucht nur geeignet sind, alle ethischen Begriffe zu verwirren, denen es aber nie gelingen wird, Wahrheit und Klarheit zu verbreiten. Das Wichert'sche Werk dagegen übt einen positiv fördernden, die allgemeine Lebensauffassung, den Begriff der Ehe unterstützen Einfluß aus und weiß sich nebenbei noch durch seine künstlerische Ausführung auch nach anderer Richtung hin die volle Antheilnahme des Lesers zu sichern. Die beiden Hauptfiguren des Romans sind so geartet, daß sie von vornherein das Interesse auf sich lenken; keine im Leben ungewöhnlichen Erscheinungen und doch solche, die, wo immer wir ihnen auch begegnen mögen, unser Wohlgefallen erregen durch ihre sittliche Reinheit, ihre zielbewußte Willensstärke und ihr warmes Empfinden. Außerordentlich kann man nur die dichterische Darstellungskunst nennen, mit welcher Wichert diese Figuren, insbesondere die des Mädchens aus dem Volke, ausgeführt hat. Diese Charakterzeichnung ist so zutreffend, erscheint auch in den feinsten Zügen so getreu der Wirklichkeit abgelauscht, entfaltet sich in so folgerichtiger Weise aus den gegebenen, ursprünglichen Verhältnissen, daß sich dem Leser unwillkürlich das Gefühl aufdrängt, er habe es hier mit einem Wesen von Fleisch und Blut und nicht nur mit einem Phantasiegebilde zu thun. Ungemein reizvoll ist das Erwachen der Neigung in dem Baron zu der jugendlichen Kommerzrätin geschildert, die Situation ergiebt sich hier in größter Natürlichkeit, wie weiterhin das Näherrücken der Beiden zu einander. Vollkommen der Wirklichkeit entsprechend ist dann das Wesen des Mädchens seiner veränderten Lebenslage gegenüber entwickelt. Von frühester Jugend an zur Selbständigkeit, zur praktischen Verwerthung der körperlichen Kräfte erzogen, vermag es nicht mehr die enger gezogenen Grenzen seines geistigen Fassungsvermögens zu erweitern. Vermag es nicht und will es auch nicht, weil es die Nothwendigkeit dafür nicht begreift. Hier vertritt Wichert folgenden Grundsatz: „Zwei Menschen, denen vom Geschick ihre Daseinsaufgabe in ganz verschiedenen Lebenskreisen gestellt ist, die von früher Jugend an mit anderer leiblicher und geistiger Speise genährt sind, deren praktische Anschauungen infolgedessen so weit von einander stehen als ihre Ideale — ihre Bahnen können sich wohl einmal kreuzen, immerzuerst aber dann zusammenlaufen". Und er stellt ferner als unüberwindliches Hinderniß zu einer glücklichen Vereinigung zweier so verschieden gearteter Naturen hin, daß „dem Mädchen aus niederem Stande der freie Blick ins Leben fehle, die Ungebundenheit der Empfindungen, die sorglose Heiterkeit des Gemüthes, wie sie den Schooßkindern der Gesellschaft eingegeben sind. Eine enge Häuslichkeit, pedantische Erziehung, eine kümmerliche Ausbildung der natürlichen Anlagen, eine stete Rücksichtnahme auf beschränkte Verhältnisse müssen der an sich liebenswürdigsten Persönlichkeit in den Augen der vom Geschick Bevorzugteren etwas Gebrücktes geben." Der Autor legt diese und ähnliche Aeußerungen einem getreuen Eckart in den Mund, dem es auch mehr als den Lamentationen der adelstolzen Mutter gelingt, eine Lösung des Verhältnisses, wenn auch indirect, herbeizuführen, und eine Lösung, welche bei dem Leser die vollste Befriedigung wachruft. Der Baron findet die ihm in Stand und Bildung ebenbürtige Gefährtin und das Bürgermädchen den Mann, der ihm volles Genüge bietet, wie er volles Genüge findet: Suum cuique! M-e.

* * *

Gedichte von Frida Schanz. Leipzig, Verlagshandlung von J. J. Weber. Mit dem Portrait der Dichterin in Photogravure; elegant gebunden. — Die vielfach in Zeitschriften aller Art zerstreuten poetischen Gaben der vielgenannten und -beliebten Dichterin sind hier in einem ungewöhnlich elegant und geschmackvoll ausgestatteten Bande vereint und finden derart die ihnen in reichstem Maße zukommende volle Würdigung. Frida Schanz ist eine echte Dichterin. Was ihre Verse auszeichnet, ist der echt lyrische Zug, welcher Reim und Rhythmus durchdringt und bewegt und anmutlos Bild und Gedanke zum Ausdruck bringt. Wie Rückert's Lyrik den Reichthum, Platen's Dichtung die Reinheit der Form erkennen läßt, so hat sie mit Geibel den Wohllaut der Form gemein. Von ihr darf es nicht heißen:

„Weil ein Vers Dir gelingt in einer gebildeten Sprache,
Die für uns dichtet und denkt, glaubst Du schon Dichter zu sein",

sondern ihre Poesie ist der unmittelbare Ausdruck ihres dichterischen Empfindens. Wer über dieses Geheimniß, das mancher Dichterling vergebens zu ergründen strebt, gebietet und mit der schönen Form die schöne Seele zu vermählen weiß, der ist ein echter und ganzer Poet; wir rechnen daher auch Frida Schanz den besten Dichterinnen seit den Tagen der Romantik zu. Die Ausstattung des Werkes durch die Weber'sche Verlagshandlung ist geradezu mustergiltig und wird sicherlich dazu beitragen, das schöne Buch auf vielen Weihnachtstischen heimisch zu machen.

Das Schlußgedicht dieser Sammlung: „Licht", ein Märchengedicht von Frida Schanz, ist auch in einer Einzelausgabe bei Emil Roth, Gießen, erschienen. M-e.

* * *

Bei S. Hirzel erschien **Arabella Stuart**, Trauerspiel von Heinrich Kruse, und bei Rudolf Mückenberger, Berlin, **Räthselbuch für Jung und Alt** von Carl Leo.

Bettdecken das Stück 2.50—30 ℳ
Nackenkissen das Stück 3—10 ℳ

Daunendecken das Stück 25—40 ℳ
Bettbezüge Bezug mit Kissen 3.80—20 ℳ

Steppdecken das Stück 4.50—21 ℳ
Betttücher das Stück 2.20—9 ℳ

Fertige Betten
aus den besten Inletstoffen mit guten Federn gefüllt das Gebett von 20 ℳ bis 150 ℳ

Inlet-Stoffe, Bett-Damaste, bunt carrirt Leinen,
empfiehlt in reichster Auswahl

Wilhelm Hertzog, Grimmaische Straße 32, Mauricianum.